

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 64=84 (1918)

Heft: 7

Artikel: Die Fremdenlegion im Felde

Autor: M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-34376>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die moralische Erziehung und Behandlung bedarf hier unbedingt eines größern Verständnisses als bei Rekruten. Der junge Zugführer hat mit seiner Mannschaft enge geistige Fühlung zu suchen. Diese ermöglicht ihm, alle die verschiedenen Charakter zu ergründen und zu erziehen. Er wird suchen müssen, die persönlichen Angelegenheiten, die Angelegenheiten der Familie dieses oder jenes Soldaten, kennen zu lernen. Reisemärsche und Arbeitspausen bieten ihm hiezu die besten Gelegenheiten. Auch durch die Unteroffiziere läßt sich gar Manches vernehmen, das sonst dem höhern Vorgesetzten nie zu Ohren kommen würde. — Keinem Kompagnie-Kommandanten, noch weniger einem Bataillons-Kommandanten ist so viel Zeit und Gelegenheit gegeben, jeden einzelnen seiner Untergebenen so gründlich kennen zu lernen, wie dem Zugführer.

Ganz anders wird sich das Verhältnis der Mannschaft zu ihrem Führer gestalten, sobald der Untergebene sieht und fühlt, daß sich sein Vorgesetzter auch für sein persönliches Wohl und Wehe interessiert. — Mit Freude und Genugtuung denke ich an jenes Ereignis in meinem ersten Aktiv-Dienste als Zugführer zurück, da sich mein scheinbar schlechtesten und unzuverlässigsten Füsiliere als einer meiner besten und pflichtgetreuesten Soldaten erwies. — Die schlaife Arbeit dieses Mannes, sein unsoldatisches Benehmen, seine fortgesetzte Widerständigkeit seinen Unteroffizieren gegenüber, veranlaßten mich, ihn zur Rede zu stellen. Nachdem er zuerst durch allerhand Ausreden sein strafbares Betragen zu entschuldigen suchte, sagte er mir schließlich, daß er in finanziellen Nöten stehe, zu Hause seine Frau krank darnieder liege und zwei noch schulpflichtige Kinder habe. Seine Frau habe ihm, durch ihre Arbeit in der Fabrik, geholfen, die Familie zu unterhalten. — Die zehn Tage Urlaub, die er daraufhin erhielt, vermochten die Not natürlich nur für kurze Zeit von seiner Familie abzuwenden. Meine unverzügliche Meldung dieses Falles an den Kompagnie-Kommandanten bewirkten jedoch, daß dem Bedauernswerten bald vom Roten Kreuz und der Fürsorge des „Soldatenwohl“ die nötige Unterstützung zu teil wurde. Anfänglich berührte es ihn unangenehm, die Hilfe dieser Institutionen in Anspruch nehmen zu müssen. Nach einigen Tagen jedoch meldete er mir, sichtlich erfreut, daß es nun zu Hause wesentlich besser gehe und dankte mir aufrichtigen Herzens. Von diesem Moment an wurde er ein ganz anderer Soldat; er wurde einer meiner besten, meiner zuverlässigsten Füsiliere.

Dies nur ein kleines Beispiel, wie man sich die Anhänglichkeit und das Vertrauen seiner Untergebenen erwerben kann. *Erst durch engern Verkehr, durch welchen er seine Leute fühlen läßt, daß er nicht nur ihr Vorgesetzter, sondern auch ihr Freund und Berater ist, wird es ihm möglich, mit ihnen in seelischen Kontakt zu treten.*

Erst im Kampfe zeigt sich von welcher Bedeutung das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ist. — Der gegenwärtige Krieg liefert hierfür wieder unzählige Beispiele. Sie bewiesen erneut, daß man nicht genug Ernst in diese Aufgabe legen kann. Der junge Offizier glaubt oft, seine Pflicht erfüllt zu haben, wenn er es dazu gebracht hat, seinen Zug auf dem Exerzierplatz und im Manöver richtig zu führen. Darüber aber, daß er die mora-

lische Erziehung hinten setzte, öffnet ihm ein unangenehmer Vorfall gewöhnlich erst die Augen. Es sind auch nicht jene Fehler, denen die langweiligen Zeitungspolemiken zu Grunde liegen, die der Offizier als Führer begeht, sondern es sind diejenigen, die ihm als Vorgesetzter passieren.

Wollte ich noch auf die „Dienstmüdigkeit“ zu sprechen kommen, so würde ich sie nicht in erster Linie dem „zu vielen Drill“ zuschreiben, sondern ich würde sie in der unrichtigen Behandlung der Mannschaft zu begründen suchen. Vor allem sind ja die allgemeine Teuerung, der Ausfall des Verdienstes und der Verlust der Anstellung des Militärdienstpflichtigen die Hauptursache dieser Ermüdung und Verdrüßlichkeit. In den ungezählten Artikeln und Aufsätzen über „die Dienstmüdigkeit“, wird jedoch meist die Ansicht vertreten, es sei in Drill und Exerzieren zu viel verlangt worden. — Was aber gerade in dieser Hinsicht eine Truppe, wenn ihr die richtige Erziehung und Behandlung zu teil wurde, zu leisten imstande ist, konnte ich im letzten Aktiv-Dienste beobachten. Es waren nicht nur die besten Leistungen, die ich bis dato zu Gesicht bekam, sondern es herrschte in der gleichen Einheit eine Kameradschaft unter der Mannschaft und ein Verhältnis von Vorgesetzten zu Untergebenen, wie ich solche bis jetzt nur in jener Einheit konstatieren konnte.

Wenn das österreichische Reglement schreibt: „Der Offizier, vornehmlich berufen, seine Untergebenen zu erziehen und zu führen...“, so wird es wohl nicht aus Willkür der Führung die Erziehung vorangesetzt haben. Der beste Führer würde es nicht wagen, mit einer unerzogenen Truppe in den Krieg zu ziehen. — Vernünftige Behandlung und verständnisvolle moralische Erziehung sind und bleiben die besten Förderer der Autorität; denn diese läßt sich ja bekanntlich nicht erzwingen. Die Aufgabe des Leutnants, des jungen Offiziers, wird folglich in der Hauptsache darin bestehen, mehr Ernst, Geduld und Vernunft in Behandlung und moralische Erziehung des Soldaten zu legen.

Lt. E. M.

Die Fremdenlegion im Felde.

Bei Payot & Cie. in Paris ist ein Buch erschienen, „En campagne avec la Légion Etrangère“, das einen namhaften Schriftsteller, Albert Erlande, zum Verfasser hat. Es verdient, hier etwas näher betrachtet zu werden, umso mehr als der Verlag dafür einsteht, daß der Inhalt als historisch durchaus treu und zuverlässig gelten dürfe: ce récit est une oeuvre scrupuleusement historique. Nicht mit Unrecht ist behauptet worden, Frankreich habe die „Fremden“ überall da hingesandt, wo schwerste Arbeit zu leisten war — die Legionäre waren stolz darauf, die vordersten sein zu dürfen. Und worin erblickten sie die höchste Ehrung? Wir vernehmen es nach der Schlacht, nach dem schweren Ringen im Artois, als sie stürmten, siegten und zum Teil untergingen. Da sagte der General zu den Offizieren und Unteroffizieren: J'ai répondu au haut commandement, que 48 heures de repos vous suffiraient. Reformez-vous. Le plus grand honneur que l'on puisse faire à des hommes tels que vous est de les envoyer au feu, le plus tôt possible. Là est leur véritable place... Und freudig sind sie mit ihren dezimierten, teilweise bis zum Skelett zusammengeschossenen

Einheiten wieder ins Feuer gegangen und haben Erfolg auf Erfolg gehäuft.

Das Buch ist glänzend geschrieben — es erscheint als eine wahre Perle der Kriegsliteratur — nicht etwa in jenem blendenden französischen Stil, der mit möglichst viel und gewählten Worten im Grunde doch nur wenig sagt, sondern prunklos, einfach, aber machtvoll — ein echtes Soldatenbuch. Die Erzählungen und Schilderungen sind eine Fundgrube für den Kriegspsychologen, die Charakteristik von Mensch und Landschaft verrät den gewandten Schriftsteller. So tritt uns die Legion in ganz anderem Gewande vor Augen als wie sie uns aus früher erschienenen Werken entgegengetreten ist: nicht umsonst hat sie, hat ihre Fahne die höchsten Auszeichnungen erhalten, die Frankreich zu vergeben in der Lage ist.

Das Buch führt uns in den ersten Kapiteln an den Anfang des Krieges, als die Abteilung der Legion in Avignon garnisonierte, der der sympathische Held der Erzählungen, der aber gar oft ganz in den Hintergrund tritt, angehörte. Das Leben ist natürlich stark durch die Ereignisse beeinflusst, es tauchen jeden Augenblick neue Gesichter auf, die Gespräche sind lebhaft und mannigfaltig. Doch das alles kann uns hier nicht beschäftigen. Ein alter Wachtmeister belehrt die Neulinge: Ihr habt jetzt nur noch als Soldaten zu denken, euch als Soldaten zu fühlen, alle die ihr hier bei einander seid. Ein Soldat hat einen scharf umrissenen Pflichtenkreis. Wenn er den treu erfüllt, so kann sein Geist keine Unruhe mehr empfinden, mögen im übrigen seine Ansichten sein wie sie wollen. Er hat nichts mehr zu beurteilen, über nichts mehr sich aufzuregen. Er tut seine Pflicht, er verrichtet treu, was er muß, und ist dann sicher, ein rechter Kerl zu sein. Da liegen die Wurzeln seiner Kraft. Und diese Kraft gipfelt in der Gewissenhaftigkeit.

Die Offiziere, vernehmen wir weiter, hatten die Leute gut in der Hand, die Soldaten fühlten sich wohl; der Bataillonskommandant suchte mit allen Mitteln das Standesbewußtsein zu heben und den Mannschaften zu zeigen, daß er ihr Vater, nicht nur ihr Vorgesetzter war. So verlangte er für seine Legionäre den traditionellen Leibgurt und belegte jeden mit schwerer Strafe, der ihn nicht trug. Auf diese Weise wurde man, sagt Grant, dessen Schicksalen wir folgen, zum Kind der großen Bataillonsfamilie. Man trug ein äußeres Zeichen, das den Legionär vom gewöhnlichen Infanteristen unterschied, die Alten gaben sich Mühe, die Jungen anzuleiten, die Schärpe mit dem nötigen Schick in der üblichen Art zu tragen. Das war eines der wichtigsten Ereignisse für alle.

Bei jeder Gelegenheit sagten Kommandant, Offiziere und Unteroffiziere: In der Legion macht man das so . . . , in der Legion ist es Brauch, jenes so zu tun . . . , und bald hatten die Leute die Empfindung, die Legion sei etwas besonderes, aus anderem Holz geschnitzt wie die übrigen Truppen. Und wenn dem eigenartigen, nur in der Legion bekannten Zusammenspiel der Tambouren und Klaironisten noch eine Anzahl Pfeifer beigegeben wurden, so herrschte kein Zweifel mehr: die Legion war eben die Legion, und führte ein ganz besonderes Leben. Aus all diesen Kleinigkeiten heraus entwickelte sich etwas ganz großes: der Korpsgeist. In ihm gipfelt die innere Mannszucht. Er wendet sich nicht allein ans Pflichtgefühl, er baut sich nicht auf auf die Furcht

vor Strafe, sondern auf die Ueberzeugung vom eigenen Wert und auf den Stolz des Mannes. Das alles ergibt einen Kitt, der viel besser hält als das beste Reglement, dieses Gesetz des Stolzes, diese schweigende Uebereinkunft, diese moralische Gleichheit. In keiner anderen Truppe ist der Korpsgeist lebhafter und lebendiger wie in der Legion, was allerdings bei ihrer eigenartigen Rekrutierung auch besonders notwendig ist. Nur ihm ist es zu danken, daß alles zusammenhält und daß Jünglinge, die nie eine Waffe angerührt hatten, in vier Wochen brauchbare Legionäre wurden.

Allerdings muß man den Korpsgeist zu wecken verstehen und wachzuhalten wissen. Darin war nun der Kommandant Müller ein Meister. Und damit erwarb er sich vom ersten Augenblick an die Zuneigung aller Legionäre, deren Herzen ihm völlig zuflogen. Wenn er sein Bataillon auf dem Schießplatz versammelte und auf seinem Vollblutschimmel angeritten kam, geriet alles in Spannung. Die Art und Weise wie er zu fragen wußte, war bezaubernd. Seine Herzensgüte verschaffte ihm unbegrenzte Autorität. Mit jedem wußte er zu verkehren, alle verehrten ihn.

Trotz der Einheitlichkeit des Korpsgeistes hatte jede Kompagnie ihren besonderen Anstrich, ihre Eigenart, weil jeder Hauptmann eine Individualität war. Die erste war die Musterkompagnie; ihr Führer war, trotzdem er stets den Abstand wahrte, sehr nachsichtig gegenüber seinen Leuten, die ihn vergötterten, die zweite galt als „die elektrische“, die stets 35 km marschierte, wenn die andern 30 machten, die den Laufschrift mit voller Packung ausführte, wenn die andern ohne Gepäck übten. Man schimpfte wohl, war aber stolz auf die Angehörigkeit zur 2., deren Führer die Mannschaft faszinierte, weil er ihr Waffengenosse war. Er verlangte alles, leistete aber auch selber alles, und durfte es daher verlangen: Avec lui, c'est un plaisir d'y aller!, sagte ein Unteroffizier. Mais faudra pas avoir peur de se faire casser la gueule! Lui? Il s'en fout; il est blindé: il passe à travers.

Die dritte war die „glückliche Kompagnie“, die, die keine Ueberanstrengung kannte und bei der doch alles immer klappte, ja wunderbar gut klappte. Der Hauptmann mutete niemandem etwas unmögliches zu und wußte, daß er in der gewünschten Zeit das hatte, was er wollte. Die vierte war der ersten ähnlich, denn auch ihr Führer war ein Edelmann, „le chic type“, wie die Soldaten urteilten, mutig und gerecht, kräftig und ausdauernd. So mußte, da die Unteroffiziere alles taten, um den Offizieren Freude zu machen und die Leute den Korpsgeist aus der Selbstzucht herleiteten, bald ein vorzügliches Bataillon entstehen, das sich im Felde trefflich bewährt hat.

Hier kam das Bataillon zunächst in die hintere Linie, wurde jedoch bald vorgezogen und lernte die Freuden und Leiden des Schützengrabenlebens bis zum Ueberdruß kennen. Namentlich in der Zeit der großen Nässe war der Aufenthalt in den „Kreideschläuchen“ der Champagne pouilleuse geradezu entsetzlich. Man muß die Schilderungen lesen, um zu begreifen, wie wütend die Krieger waren, als sie in den Zeitungen Lobeshymnen auf das herrliche, poetische Dasein fanden, das die im Felde Stehenden „in den wohnlich, ja luxuriös ausgestatteten Unterständen und Erdhöhlen, in den Verbindungsgängen und Gräben führten“. Ebenso

empört waren sie über die Feldpostbriefe, die aus der Feuerlinie kommen sollten, jedoch in den Redaktionsstuben geschrieben werden, die mit Vaterlandsliebe und allen möglichen schönen Dingen förmlich Handel trieben: *Amour de la patrie, honneur, devoir, sacrifice et tout le bazar . . .*, meinte ein erboster Unteroffizier, *comme si nous les avions pas, tous! au fond du coeur, ces sentiments-là! Comme s'ils n'étaient pas tout notre coeur . . .* und dazu: *dans les tranchées inondées et à demi comblées par l'argile des talus écroulés, les hommes sont accroupis et recouverts de boue rouge — pour l'instant, c'est un gâchis sans nom dans lequel les obus tombent, parfois sans éclater.* Merkwürdig: auf beiden Seiten macht man sich in den Erzählungen aus der Kampflinie über die vielen Blindgänger lustig.

Der Regen wollte damals nicht aufhören, alles ging in die Brüche, die Leute ertranken fast, alle Nahrungsmittel verdarben, die Küchen kamen nicht mehr durch, alle Speisen mußten kalt genossen werden — aber über all die Trostlosigkeit half der Galgenhumor hinweg, den die Spaßvögel der Truppe nach Kräften schürten und aufrecht hielten. Und dann kam man ja schließlich nach der Ablösung in gute Kantonamente, wo es sogar frisches, reines Wasser gab!

Was man von Patrouilleuren alles verlangen muß, erkennt man erst beim Lesen eines solchen Buches. Der Verfasser bemerkt, daß das Patrouillieren immer interessant sei. Die eindringliche, ja tragische Stille nach dem lärmenden Gewehr- und Maschinengewehrfeuer des Tages, die Schnelligkeit, mit der man jede Einzelheit im Gelände vor sich beobachtet, gaukelt den aufgeregten Nerven allerlei vor. Alles wogt durcheinander, alles bewegt sich scheinbar ununterbrochen. Die Vorstellung, daß Fabelwesen aller Art mit furchtbaren Formen sich erheben, zehrt am Mark. Und der Gedanke, daß die anderen, die wenig weit entfernt von uns auf der Lauer liegen, jeden Augenblick eine Salve abfeuern könnten, läßt uns selber einen Schuß abgeben: das weckt, das bricht das unheimliche Schweigen . . .

Und zwischen den beiden Linien liegen die Leichen der Gefallenen früherer Kämpfe, die man nicht begraben kann: neben einem Toten wehte eines Morgens ein schwarz-weißes Fähnlein, das eine deutsche Patrouille in der Nacht eingesteckt hatte, Morgen würde man es holen und zugleich, wenn möglich, die Leichen zu erkennen und zu bergen suchen. Im Morgengrauen, als zwei französische Soldaten die Hand auf eine der Leichen legten, ertönte eine elektrische Klingel und zugleich brach sozusagen automatisch ein wütendes Mitrailleusenfeuer los. Man ergriff das Fähnchen, ließ jedoch die Toten liegen, die weiter als elektrische Druckknöpfe dienen mochten . . .

Die Leute zeigten sich physisch und moralisch allem gewachsen. Weder Müdigkeit, noch Schmutz, weder Schaufel- noch Pickelarbeit, weder Ratten noch Läuse, selbst der Mangel an Schlaf — nichts, gar nichts vermochte sie zu entmutigen. Nach 24-stündiger Erholung in der zweiten Linie dachte niemand mehr daran. Das Schützengrabendasein zeitigte ein schönes kameradschaftliches Verhältnis zwischen allen. Jeder, der etwas besaß, sei's Geld oder anderes, gab dem, der nichts hatte, mit Freuden davon ab, teilte das letzte mit ihm . . .

Die Gegend von Bethonsart machte einen traurigen Eindruck auf die Legionäre; sie war gänzlich

verlassen, die Felder unbestellt, ein paar Frauen, Greise und Kinder standen herum, alles erstarrte im Schmutz. Kein Wasser, keine Nahrung. Aber morgen soll angegriffen werden. Leider wurde dann nichts draus. Man schläft im Freien oder unter Zelten. Die Nacht ist herrlich, sternenklar, der folgende Tag furchtbar langweilig. So ging es drei Tage, dann wurde der Sack aufgenommen, die Kompagnien marschierten ab. Die Gegend wurde flach, am Horizont zeigten sich niedere Hügelchen; lange, gerade Straßen durchschnitten das Feld. Auf allen bewegten sich Truppenmassen — sie schienen gegen den nämlichen Punkt hinzugleiten. Ein Fesselballon ging hoch, das Geschützfeuer setzte ein. Wieder wurde bei einem Dörflein gerastet. Ueberall waren Baracken errichtet worden: sie sollten den Ambulancen dienen. Sechs schöne Tage, da man an Tischen essen, auf trockenem Stroh schlafen konnte. Dann stieg man neuerdings in die Gräben. Automobile führten gewaltige Mengen von Artilleriemunition nach vorne. Vorwärts. Wieder Regen, wieder zäher Schlamm überall. Er dringt in die aufs neue bezogenen Gräben ein, die teilweise nur wenige Meter vom Feinde abliegen. Die Nacht war fürchterlich. Es wurde an den parallelen Angriffsgräben gearbeitet. Sappeure legten Minen, Gewehre krachten, Mitrailleusen tackten.

Allmählich werden immer mehr Verwundete eingeliefert, sie werden verbunden und nach rückwärts getragen. Die Toten werden an Ort und Stelle begraben.

Der Regen hört auf. Nun setzt das Bombardement auf alle Straßen und Wege mit Granaten und Minen ein. Ueberall Artillerie aller Kaliber, überall Fuhrwerke, die Munition nachschieben, von Landstürmern begleitet. Reserven werden herangeführt. Alles füllt sich mit Truppen, Flugzeuge kreisen und regeln das Feuer. Die Verwundeten mehren sich.

Nun wird der Angriffsbefehl ausgegeben: Die Legion voran. Die Leute marschieren ohne Sack, das Zelttuch umgehängt. Darin für drei Tage Lebensmittel. Einzelne Gruppen fassen Revolver und Dolche, Metzgermesser und andere Instrumente zum Ueberwinden der Drahthindernisse. Auch Gummibeutel mit Gasmasken werden ausgeteilt, ebenso rote Fahnen, um der Artillerie das Verlegen des Feuers anzuzeigen, und weiße Tücher zum Anheften auf den Rücken. Befehl: Die feindlichen Linien werden ohne Aufenthalt durchschritten, andere Truppen besorgen das Aufräumen und Einrichten der genommenen Stellungen sowohl als das Stellen der Reserven.

Allein der Regen setzt neuerdings derart ein, daß der Angriff verschoben werden muß. Alles Gefaßte wird wieder abgegeben. Nach 48 Stunden wird neuerdings gefaßt. Die Offiziere erkunden genau das Gelände. Alles ist vom Schmutz braun geworden, selbst die Häuser. Und dennoch ist die Moral ausgezeichnet, es geht ja nun doch endlich vorwärts. Man erwägt die Wahrscheinlichkeit des Gelingens.

Das Artilleriefeuer setzt mit neuer Wucht ein, aber mit ihm auch ein gewaltiges Gewitter, dessen Wüten die Truppen vielfach schutzlos preisgegeben sind. Am Morgen regnet es in Strömen. Divisionsbefehl: Die Bataillone bleiben bis auf weiteres in ihren Stellungen. Große Niedergeschlagenheit und doch wieder allgemeine Freude, denn man lebt ja noch. Verstärktes Geschützfeuer. Die Feldpost

trifft ein, mit ihr die Geniekompagnie mit dem Sturmgerät, Leitern, Sprengpatronen, Stangen.

Ein Pfiff. Das Bataillon macht sich bereit. Die Grenadiere tragen einen Lederriemen am Handgelenk zum leichteren Schleudern der Granaten. Zuerst auf der Straße, dann im Annäherungsgraben geht es vorwärts. Die schweren Geschütze beginnen ihre Arbeit. Die Einheiten marschieren, begrüßt vom Kommandanten, in ihre Stellungen. Der Gefechtslärm wird immer stärker. Im Graben sitzend, erwarten die Soldaten den Befehl zum vorrücken. Die Offiziere beobachten. Von Viertelstunde zu Viertelstunde wird das Feuer stärker. Die Deutschen antworten nur schwach mit schweren Granaten und Lufttorpedos. Geduld! Man fröhstückt. Der Lärm wird entsetzlich. Der Feldgeistliche wird sichtbar, ebenso der Arzt mit seinen Sanitätssoldaten. Die Sonne steigt höher. Es wird warm. Die Legionäre beobachten die Einschläge der großen Geschosse in der feindlichen Grabenlinie, wo alles durcheinanderwirbelt. Dünste legen sich vor die Sonne. Einzelne Soldaten kratzen mit den Fingern im Boden. Keiner spricht ein Wort. Man denkt nur daran, energisch anzugreifen, ein Mann zu sein. Der Soldat spricht nie, wenn er das Bajonett aufsteckt. Das Artilleriefeuer wird nach vorne verlegt. Die Leute stehen auf. Der Hauptmann ruft: Vorwärts! En avant mes enfants! Courage! Die Soldaten springen auf den Grabenrand. Einige stürzen, in den Kopf getroffen, zurück. Der Angriff hat begonnen.

Man kann, schreibt Erlande wörtlich, die Schlachten Napoleons schildern. Sie wurden durch Manöver eingeleitet, begannen am Morgen früh und waren am Abend beendet. Ihre Abschnitte Artillerieduell, Infanteriekampf, Kavallerieangriffe wickelten sich sozusagen schematisch ab, und ihre Ausführung konnte unschwer beschrieben werden. Aber versucht einmal das gleiche mit einem großen Angriff auf Perthes oder les Eparges, auf Notre Dame de Lorette oder Souchez, aufs Labyrinth, die Weißen Werke oder Neuville-St. Vaast! Wie kann man Angriffe schildern, wo das Gelände Meter für Meter erobert wird, oft in langen Zwischenräumen? Wie soll man die Kämpfe beschreiben, wo jeder Mann sein eigener Führer war . . .? Das können nur die verstehen, die auf den Befehl: Vorwärts! aus den Gräben stürzten. Und sie alle, das muß festgehalten werden, die in ihren schmutzigen Uniformen hervorbrachen, sind ebensogut Helden wie die viel glänzender gekleideten von Friedland oder Rivoli. Die „da oben“ mit dabei waren, werden verstehen. Die andern? — nun, die andern mögen schweigen, sich verneigen und glauben. Der gewaltige Angriff vom 9. Mai 1915 ist eine Großtat, der erste Versuch einer breit angelegten Offensive. Man kannte die anzuwendende Taktik für solche Angriffe noch nicht — das haben alle offiziellen Berichte zugegeben — die Legionäre aber haben sie geschaffen.

Und nun greift Erlande eine Menge Episoden heraus und schildert sie in meisterhaften Strichen. Ich kann und will sie hier nicht verfolgen. Das muß man im Original lesen, auf das ich hier mit Nachdruck verweise. Nur ein paar Einzelheiten möchte ich herausgreifen.

Die Franzosen waren erstaunt, als sie in die deutschen Werke einbrachen, über deren Wohnlichkeit, Eleganz der Anlage und Widerstandsfähigkeit

gegen das Artilleriefeuer. Sie waren großartig ausgebaut.

In den vordersten Linien fanden sie hinter einem mit Stahlplatten verstärkten Erdwall einen toten deutschen Hauptmann. Neben ihm vier Gewehre, wovon eines mit Zielfernrohr oder Periskop. Er muß ein ausgezeichneter Schütze gewesen sein, denn er wars, der drei Bataillons- und Kompagniekommandanten durch Feinschuß gefällt hat.

Und nun zum Schlusse noch eine interessante Schilderung:

Dämmerung. Hauptmann d'Allens sammelt, was er von seiner Kompagnie erreichen kann: 12 Mann.

Während der ganzen Nacht irren Schatten über die von Leuchtkugeln hin und wieder erhellte Ebene. Es sind Versprengte, die ihre Einheiten suchen. Landstürmer graben Gänge, reinigen sie, kehren zu ihren Kameraden zurück. Aerzte und Sanitätspatrouillen laden Verwundete auf Behelfsbahren oder wickeln sie in Zelttücher.

Die Artilleristen arbeiten wie wütend.

Die Maschinengewehre lassen ihr eintöniges Tacken hören. Und dieser Lärm scheint sich zu bewegen, bald näher, bald ferner, bald rechts, bald links zu erschallen, bald von allen Seiten zu kommen in verschiedenen Stärken.

Nach und nach verstummt aller Lärm, und das Schlachtfeld bedeckt sich mit einer Ruhe, einem Schweigen von unendlicher Tiefe. Aber nur auf Augenblicke. Solche Minuten sind beängstigend. Man schaut um sich. Die ganze Aufregung des Tages, Müdigkeit und Kummer dringen auf uns ein. Man möchte sich gerne an etwas anklammern, sich halten. Aber an was? Man weiß es nicht. Man möchte gerne etwas essen. Man stößt überall auf Leichen und denkt an die, die fielen. Dann fragt man sich nach dem Ergebnis des Tages. Nun erblickt man plötzlich den Sternenhimmel. Welch schöne Nacht! Und unter den glänzenden Sternen liegen, dort unten, gegen die Höhen hin, Menschen auf dem Boden, schaufeln langsam, leise die Erde weg; es entstehen allmählich Schützengräben.

Jetzt lärmen große Geschosse daher. Ihre Einschläge erschüttern die Erde.

Der Tag bricht an. Unsere Artillerie ist weiter vorgezogen worden. Das Feuer lebt wieder auf. Die Sanitätskompagnien beeilen sich, die Verletzten zusammen zu lesen, die in Verwundetennestern die Nacht zubrachten. Es bilden sich lange Kolonnen, über denen die deutschen Schrapnelle ohne Unterbruch bersten. Die Geschosse sausen in den Boden mit pfeifendem Geräusch, während die schwarzen und weißen Rauchwölkchen am blauen Himmel im goldenen Lichte zerfließen.

Der Tag ist wunderschön. Neue Regimenter besetzen die Gräben.

Am Morgen machen sich die Bataillone der Legion in den Annäherungsgräben bereit. Man leidet Hunger und Durst, denn die Zahl derer ist gering, die die Scheu überwand und den Toten die Lebensmittel abnahm. Und doch hat man in den deutschen Stellungen ganze Zigarrenkisten, volle Bierflaschen und Wurstwaren gefunden. Auch das Kriegsbrot KK mundete vorzüglich, wenigstens das der Offiziere.

Am Abend wird die Leiche des Kommandanten Müller hergebracht. Der Leichenzug bewegt sich durch die vollgepfropften Annäherungsgräben unter dem Donner der Geschütze.

Der Gefallene hat nicht schwer leiden müssen. Er verschied in den Armen seines Adjutanten und seines Stabsradfahrers. Nun trug man ihn zur letzten Ruhestätte.

Am Abend fiel man vor Hunger und Müdigkeit in den Gräben fast um. Als aber die dampfende Feldküche erschien, war man wie durch ein Wunder plötzlich wieder hergestellt . . .

Doch ich will nicht breiter werden. Das 298 Seiten starke Buch enthält eine enorme Fülle hochinteressanten Stoffes und sei der Aufmerksamkeit aller Kameraden wiederholt warm empfohlen. Zur Lektüre anzuregen war der Zweck dieser Zeilen.

M.

Bücherbesprechungen.

Wie die drei Abhandlungen des elften, so stehen auch diejenigen des soeben erschienenen zehnten Hefes der **Schweizer Kriegsgeschichte** in einem engen innern Zusammenhange. Zunächst gibt Oechslis, der Verfasser der „Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert“, einen Ueberblick über die politische Einigung der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Darin zeigt er, wie der neue Bund entstanden ist, der nicht nur unsere Unabhängigkeit schützt, sondern auch den Kantonen ratend und helfend beisteht, wo sie zu schwach sind, jeden Eidgenossen in seiner persönlichen Freiheit verteidigt, jedem Kinde unentgeltlichen Unterricht sichert, die wirtschaftlich Schwächern unter seinen besondern Schutz nimmt und die sozialen Gegensätze zu mildern sucht.

Es folgt eine durchaus objektive historisch-kritische Würdigung des Sonderbundskrieges und der Neuburgerfrage, durch deren Erledigung erst die endgültige Befreiung der Schweiz von fremdem Einfluß und ihr Wiedereintritt in die Reihe der wahrhaft unabhängigen Staaten Europas ermöglicht wurde. Dieser Aufsatz in französischer Sprache, ins Deutsche übertragen von Albert Baur, stammt aus der Feder des vor der Veröffentlichung seiner Arbeit verstorbenen Obersten de Diesbach, der selbst gestand, daß eine sachliche und unparteiische Behandlung dieses Gegenstandes nicht leicht war für den Sohn eines „Adjutanten des Sonderbundsgenerals von Salis-Soglio, der mit diesem bei Gisikon verwundet wurde.“

Den Schluß des Hefes bildet eine gewiß jedem Geschichtsfreunde sehr willkommene historische Abhandlung über die Schweizerfahne von Charles Borgeaud, übersetzt von Georg Wirz. Daraus erfahren wir, daß das weiße Kreuz im roten Feld aus uralter Zeit stammt, aber erst im 19. Jahrhundert wirklich zu unserer Landesfahne und zum Feldzeichen des eidgenössischen Heeres wurde, was wir nicht zuletzt der Einsicht und Ausdauer des Generals Dufour verdanken, der in seinen Erinnerungen berichtet: „Ich habe kräftig dazu beigetragen, daß die eidgenössische Fahne zum Feldzeichen der ganzen Armee erhoben wurde, und dieses Ziel erreichte ich erst nach zehnjähriger Anstrengung.“

Ausführliche Quellenverzeichnisse und treffliche Karten, die auch diesem Hefte beigegeben sind, werden besonders den Fachmann zu Dank verpflichten. H. B.

Polen und der heilige Krieg von Stanislaw Przybyszewski. München und Berlin bei Georg Müller.

Der glänzende Stilist, dessen Bücher wohl mit zum besten gehören, was Stilkunst zu bieten vermag, hat eine kurze Geschichte Polens, hauptsächlich im 19. Jahrhundert, in Gestalt von Feuilletons geschrieben und sie hier zusammengestellt. Wir vernehmen da gar vieles, insbesondere aus der Kriegsgeschichte, das uns gänzlich neu erscheint. Ein Schmerzensschrei dringt aus diesen Blättern zum Himmel: Wir haben alles gegeben, was wir nur geben konnten und noch weit darüber hinaus, und kein Volk hat bei diesem Vabanque-Einsatz mehr zu verlieren als wir: nämlich alles.

Ist doch bereits jetzt (1916) fast unser ganzes Land zu einem kotigen, blutgetränkten Brei von den Millionenheeren zerstampft — ein Jahrzehnt wird es wohl dauern, bis die durchwühlte, bis an die Eingeweide zerrissene und zerfurchte Erde wieder urbar gemacht werden kann, über dreißig Prozent unserer Dörfer sind vom

Erdboden verschwunden, kaum eine Spur von ihnen ist übrig geblieben, weilenweit kann man in den verwüsteten Bezirken reisen, bevor man ein Kind unter zehn Jahren antrifft — der ganze zarte Nachwuchs ist am Hungertod gestorben, und ein Geheimnis wird es bleiben, wovon die Ueberlebenden ihr elendes Dasein fristen — o du hochgebenedeites Belgien! Europa zerreißt sich das Gewand und bestreut sich das Haupt mit Asche, weil eine Tuchhalle in Ypern aus Kriegsnotwendigkeit zerschossen werden mußte; aber daß eine Million Menschen — dort, irgendwo in Polen hinter den russischen Linien — ein Leben führt wie es nur während einer mittelalterlichen Hungersnot uns geschildert wird, das kümmert Europa nicht im geringsten — im Gegenteil, man kann sich nicht genug tun, den polnischen Schmutz, das polnische Elend und natürlich die polnischen Läuse zu verhöhnen. — Bitter, aber wahr. Das ist der Krieg!

H. M.

Wie ein Belgier das Verhängnis seines Vaterlandes

voraussah. Ein ungehörter Warnungsruf von Major Girard. Übersetzung seines in Brüssel erschienenen Werkes „Avant la Guerre“. Berlin 1916. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Fr. 2.25.

Vor Jahren, lange vor Ausbruch des Kriegs, hat Major Girard, ein Mitarbeiter Brialmonts an der Landesbefestigung, zwei Aufsätze veröffentlicht, „La Belgique et la Guerre prochaine“ und „La Belgique entre la Triple et la Triple-Entente“. Unter dem Titel „Avant la Guerre“ kürzlich neu herausgegeben, haben sie mit Recht nachträglich das größte Aufsehen erregt, denn die Voraussagen Girards sind, obschon sie s. Z. ganz übersehen worden zu sein scheinen, in Erfüllung gegangen. Er bewies nämlich, daß die Kriegspolitik der Regierung mit Naturnotwendigkeit zur Katastrophe führen müsse, da Deutschland — was dort selbstverständlich mit Eifer aufgegriffen worden ist — in Belgien jederzeit einrücken dürfe. Die belgische Neutralität erscheint in diesem Buche überhaupt in ganz eigenartigem Lichte, denn Girard behauptet, gestützt auf Akten, daß die Regierung alte Verträge gar nicht kannte und sie daher fortwährend verletzte, die dem Lande Preußen-Deutschland gegenüber ganz bestimmte Verpflichtungen auferlegen. Nach Girard ist am 15. November 1831 „anstelle der undurchlässigen die durchlässige Neutralität“ gesetzt worden, die den Armeen unter bestimmten Umständen den Zutritt in unser Land gestattet.“ Das, meint er, darf nie übersehen werden. Belgien hatte also „kein historisches Recht“, sich dem Einmarsch der deutschen Heere zu widersetzen — „ein geschichtliches Recht kann überhaupt immer nur ein Sehnen nach Vergangenen sein.“ Seine Beweisführung ist schlagend, das Buch daher von wirklichem Interesse und deshalb des eingehenden Studiums wert.

H. M.

Preußens Geschichte von Rudolf Herzog. Leipzig.

Quelle & Meyer. In Pappband Fr. 3.40.

Es ist merkwürdig oder wohl ein Zeichen der Zeit, daß anerkannte Schriftsteller dem Volke ihres Vaterlandes Geschichte in einer Form darzubieten bestrebt sind, die jeden packen muß. Unsere hat Schaffner, hat Jegerlehner geschrieben, die Preußens der vielgelesene Romandichter Rudolf Herzog. Dies Buch soll ein Buch der Liebe sein, schreibt er, der Liebe zur Heimat, zu jeder Scholle heimischen Landes, auf die wir gestellt sind. . . Nicht unter die großen Geschichtswerke, die der Forschung dienen, will sich dies Buch einreihen. Der es schrieb, schrieb es aus heißer Heimatliebe heraus. . .

Damit ist es mit sicherem Strich gekennzeichnet: wir dürfen keine streng historisch-trocken verfaßte Abhandlung erwarten, sondern Erzählungen, aus denen Leben pulst, hin und wieder eine Episode auch in gebundener Form, immer packend, immer fesselnd, immer flott dargestellt. Eines aber wollen wir dem Verfasser gerne bezeugen: wir sind bei der Lektüre angenehm überrascht von der Art und Weise, wie er, ohne Rücksicht auf die Personen, Licht und Schatten gerecht zu verteilen bestrebt ist.

Wir Schweizer sollten das Buch aufmerksam lesen: wir würden dann wohl manches besser würdigen und begreifen können, was uns im preußischem System zur Stunde vielleicht nicht ganz sympathisch anmutet.

H. M.